# Wer war's?

Eine Karnevalsgeschichte von **Else v. Steinkeller.**

Karneval in Venedig! Fastnachtdinstag! Fröhliche, bunt kostümirte Menschen beleben den Markusplatz und die angrenzenden Gäßchen, eilen behende über Marmortreppen und Kai oder fahren in blumengeschmückten Gondeln auf dem Canale Grande.

Mattröthliche Lichter malt die untergehende Sonne auf die große, perlmutterflimmernde Wasserfläche, leichter Abendnebel spinnt Feenschleier um glitzernde Kuppeln und Thürme, läßt alle Konturen der Paläste weich und zart erscheinen und hüllt das ganze zauberische Bild ein in ein seltsam silbernes Licht. Und Frühlingsluft weht! Warm, unnatürlich warm fast für einen Februarnachmittag. Eine Luft, die Menschen mit sensitiven Nerven zum Lachen und Weinen, zum Träumen und Dichten bringt, die Erinnerungen weckt, Märchen erleben läßt.

Ueber die große Eisenbahnbrücke, die vom Festland her über die Lagunen nach Venedig führt, rollt der D-Zug. Ein blondes, vielleicht achtzehnjähriges Mädchen lehnt an einem Kupeefenster, strahlend, glückselig! Ihr Traum ist Venedig gewesen, ihre Sehnsucht von Kindheit an, und nun fährt sie der Märchenstadt entgegen, die da von Duft umwoben wie eine Fata Morgana aus den Fluthen taucht.

Und ihrem Glück fährt sie auch entgegen, denn ihr Vetter Heinz von Kyllburg erwartet sie hier und ihren Vater. Dieser Vetter — der nebenher auch ihr Bräutigam werden wollte und den sie in kindischem Uebermuth bis jetzt genasführt und geneckt hat, so daß er wirklich nicht wußte, ob sie ihn liebte oder nicht. Aber jetzt hier in Venedig, da wollte sie nun gut zu ihm sein, damit er nicht umsonst den kurzen Urlaub genommen hatte, sondern als erklärter Bräutigam zurückreisen konnte nach Rom, wo er bei der Gesandtschaft kommandirt war.

Venedig! Langsam fährt der Zug in einen unfreundlichen, nicht übermäßig sauberen Bahnhof! Nichts mehr von Poesie, von süßen Träumen, aber ein enttäuschter Ausdruck in Ediths Gesicht.

„Heinz ist nicht da, Papa!"

„Dacht' ich mir's doch! Nun bestellt uns der Bengel hier zum Rendezvous, und dann versetzt er uns!"

Knurrend sucht der Baron von Holten sein mannigfaches Handgepäck zusammen, knurrend wehrt er sich gegen etliche dienstbereite „Facchinos", die er, karnevalsmäßig wie sie aufgeputzt sind, innerlich mit dem ehrenvollen Titel „Banditen" bezeichnet.

„Du, Ditha!"

„Was denn, Papa?"

„Mir fällt das Volk hier auf die Nerven! Meinst Du nicht auch, daß wir lieber in den Wartesaal gehen? Vielleicht kommt Heinz doch noch!"

„Nein, Papa, wir fahren ins Hotel!"

Edith ist böse auf Heinz! Alle Weichheit von vorhin ist geschwunden. Resolut übernimmt sie die Führung, führt ihren Vater durch alle ihm drohenden italienischen Gefahren gewandt hindurch, und draußen vor dem Bahnhof, ja, da ist dann keine Gelegenheit mehr, über Enttäuschungen nachzudenken, denn da draußen, da ist eben Venedig, und zwar Venedig im Karneval. Und da sind auch die Gondeln, wirkliche, richtige venezianische Gondeln mit den malerischen Gondelieren.

„Du, Ditha! Was reden denn die Kerls, die den Kahn mit einem Angelhaken heranzogen, bloß immer von „Mantschen"?"

Papa Holten ist schon wieder mal mit zwei verdächtig ausschauenden Individuen hart aneinandergerathen, weil sie mit rollenden Augen und wilden Handbewegungen „mancia", ihr Trinkgeld, verlangten.

Die arme Edith — es liegt wirklich viel auf ihren Schultern, da Heinz sie im Stiche ließ.

Aber da ist ja ein anderer Herr, der augenscheinlich helfen will, da er ihre Verlegenheit bemerkt. Und — ja — das ist wirklich Heinz' große, elegante Figur, seine Art, sich zu bewegen, aber merkwürdig, er trägt ein kostbar gesticktes, schwarzes Sammtkostüm im Stil der Renaissance, und er ist maskirt. Gesicht, Kopf, Hände, nichts ist zu erkennen, kein Titelchen seines wirklichen Menschen kommt zum Vorschein.

Aber schließlich es ist eben Karneval, wo hier so ziemlich alles maskirt ist, und er hat ein tadellos ritterliches Benehmen. Also ob es nun Heinz ist oder nicht, Edith beschließt, seine Dienste anzunehmen. Reizt ihre lebhafte Phantasie doch auch im stillen das kleine Abenteuer, falls es Heinz nicht sein sollte, sondern ein Fremder, der sich die Maskenfreiheit zunutze macht.

Höflich verneigt sich der „schwarze Mann", beruhigt mit ein paar Centesimi Papa Holtens Widersacher, weist mit herrischer Handbewegung dem Gondelier den Weg, setzt sich ungenirt Edith gegenüber in die Kissen — und schweigt.

Mit leisen, kaum hörbaren Ruderschlägen gleitet die Gondel dahin. Verglommen ist das Abendroth. Fahlgraue Dämmerung senkt sich mehr auf Venedig. Mit großen, träumenden Augen sieht Edith um sich. Schon blitzen hier und da Lichter in den Palästen auf. Mit Lampions erleuchtete Gondeln voll phantastisch geputzter Menschen begegnen ihnen. Ist es also etwas Unheimliches, daß ein ebenso phantastisch geputzter Mensch ihr gegenübersitzt? Im Gegentheil, paßt er nicht sogar viel besser in die Szenerie als sie und ihr Vater, denen noch die ganze Prosa des Reisekostüms anhaftet?

Stumm sitzt der Fremde, aber blitzende Augen hängen hinter der Maske unabläßig an Ediths Gesicht, das in seiner klaren Reinheit alle Empfindungen ihrer Seele widerspiegelt. Und diesen blitzenden Augen muß magnetische Kraft innewohnen. Immer wieder muß sie daran [illegible], wessen Gesicht hinter der Maske [illegible]. Und dann plötzlich, da weiß sie es genau — es ist doch Heinz, ihr unartiger Vetter und zukünftiger Gemahl, der sich hier einen Karnevalsscherz erlaubt.

Und bei dieser Entdeckung singt und klingt es in ihrem glücklichen Herzen, und in aller Daseinswonne kneift sie ihren von dem gleichmäßigen Plätschern der Ruder sanft eingenickten „alten Herrn" intensiv in den Arm.

„Was ist — was ist?"

Der Baron von Holten fährt schuldbewußt zusammen, in dem unklaren Gefühl, auf Abwegen ertappt worden zu sein.

„Papa, der schwarz maskirte Herr ist Heinz!"

„Ach, rede keinen Unsinn!"

„Kannst es glauben, er ist es; eben zog er den Handschuh aus, ich habe ihn sicher an der Hand erkannt!"

„Kann man einen Menschen denn an der Hand erkennen?"

Der Baron von Holten schüttelt den Kopf, dann setzt er umständlich den Kneifer auf und schaut sein Gegenüber prüfend an.

„Ich glaube auch, er ist es! Aber nimm es mir nicht übel, das ist ja doch eine hahnebüchene Frechheit. Na warte, mein Jungchen! Uns so zu veruzen! Das werden wir Dir anstreichen!"

„Aber, Papa, es ist doch Karneval!"

„Ach was, Karneval! Ein vernünftiger Mensch macht doch solchen Blödsinn nicht mit! Und überhaupt, es ist doch eine Kateridee, einen in diesem Hexensabbath zum Rendezvous zu bestellen, noch dazu nach Venedig, wo man sich in normalen Tagen schon vorkommt wie auf einer Maskerade!"

Der Baron [illegible] Holten knurrte wieder mal heftig, un[illegible] die Gondel eben am Hotel hält, macht er sich eiligst daran, hinauszuklettern, nicht ohne im Vorbeigehen den schweigsamen „Neffen" kräftig auf die Schulter zu schlagen.

„So, mein Söhnchen, nun feiere Du ruhig Deinen Karneval weiter! Mich und die Edith siehst Du erst morgen wieder, wenn Du vernünftig geworden bist!"

* * *

Blitzende Augen hinter der Maske folgen Edith von Holten, als sie die Marmorstufen zum Hotel hinaufsteigt. Sie beobachten sie durch die Blätter einer großen Fächerpalme, als sie im Speisesaal beim Essen sitzt, und verfolgen sie, als sie vom Vater wohlbehütet oben in ihr Logirzimmer gebracht wird. — Und dann steht eine schwarze Gestalt vor dem Hotel und wartet geduldig, bis oben im Zimmer des alten Herrn das Licht erlischt und bis im Zimmer daneben eine weiße Gestalt auf den winzigen Balkon tritt, und über das vergoldete Bronzegitter gelehnt, sehnsüchtig hinausträumt in die vor ihr liegende fremdartig schöne Welt.

Wie im Märchenland ist Edith. Betäubt von Venedigs weicher Luft, verzaubert von aller Schönheit. Und Sehnsucht hat sie — ach, so große Sehnsucht! Warum nur Heinz nicht wenigstens zuletzt, als sie ausstiegen, die Maske vom Gesicht nahm? Eigentlich war es doch genug gewesen des Karnevalsulks! Wie er das überhaupt nur ausgehalten hatte, so stumm von ihr zu gehen? An Papas Bösesein brauchte er sich doch wirklich nicht zu kehren! Aber so sind eben die Männer!

* * *

Groß steigt jetzt der Mond herauf. Wie eine feurige Scheibe scheint er über der Kirche Maria della Salute zu schweben. Gespenstisch glitzert das Dach, die Goldornamente der majestätischen Kuppel.

Höher steigt er, bleicher wird sein Gesicht, aber eine silberne Straße malt er jetzt auf das Wasser, die breiter und breiter wird, sich hinzieht, bis an Ediths Hotel. Und, richtig, da vorn an dem Pfosten vor dem Portal, an dem die Gondeln anlegen, da steht ihr schwarzer Ritter. Unverkennbar, jetzt doch Heinz. Er winkt ihr. Ist es ein Unrecht, wenn sie hinuntergeht zu ihm, jetzt, wo sie doch noch nicht schlafen kann, wo in diesem himmlischen Venedig sicher überhaupt kein Mensch schläft außer ihrem griesgrämigen Papa?

Heinz ist doch ihr Vetter, bald vielleicht ihr Gatte — niemand kann doch etwas dabei finden, wenn sie noch einen kleinen Mondscheinbummel mit ihm unternimmt, sich von ihm diese Märchenstadt im Karnevalstrubel zeigen läßt.

Da, er winkt wieder.

„Ja, ja, ich komme!" ruft sie hinunter, bindet eilig einen Spitzenschal über ihr weißes Kleid und huscht die Treppe hinunter.

Heinz trägt noch immer die Maske. Aber im Vestibül des Hotels, wo reges Karnevalstreiben herrscht, fällt das ebensowenig auf wie draußen in dem kleinen Gäßchen, in das er sie durch die hintere Hausthür führt. Edith bedauert es sogar, daß sie nicht auch maskirt ist, und unter einer wahren Salve von Konfetti zieht sie erröthend ihr Spitzentuch ins Gesicht.

„Nun rede aber einen Ton, Heinz," bittet sie dann und hängt sich vertraulich in seinen Arm.

Er schüttelt den Kopf.

„Ach, Du bist schrecklich! Na warte nur, morgen am Aschermittwoch sollst Du mir Buße thun!" Jetzt nickt er zustimmend — und solche Demuth, so etwas unendlich Trauriges liegt plötzlich in der Haltung seiner stolzen Erscheinung, daß Edith zärtlich über seine Hand streicht.

Diese Hand immer noch ohne Handschuh — Heinz' Hand!

Aber kann man einen Menschen auch wirklich an der Hand erkennen? Warum schaudert Edith plötzlich? Wenn es nun gar nicht Heinz wäre!

Sie streicht sich über die Stirn, über die Augen! Fiebert sie oder ist es nur diese weiche Luft, diese mysteriöse Beleuchtung, die ihre Phantasie erregt und ihr allerhand Unheimliches vorgaukelt?

Wo sind sie nur jetzt? Wieviel der engen Gäßchens Venedigs haben sie durchschritten, über wieviel Marmorplatten sind sie gestiegen? Immer im Zickzack gehen sie. Vorüber an Wohnhäusern und Verkaufshallen, an alten Palästen, malerische Winkel durchstreifen sie, wo schadhafte Wäsche sich von Fenster zu Fenster über die Gasse spannt und bunte, leuchtende Blumen über bröckelnde Mauern und zerfallene Balkone ranken. Wo ihr Hotel mit dem sorglos schlafenden Vater liegt, davon hat Edith keine Ahnung mehr! Wie im Traum schreitet sie vorwärts und hört sich selbst sprechen wie im Traum. Der Mond lockt sie und ihr Begleiter, und ihre lebhafte Phantasie schwelgt in all den bunten, seltsamen Bildern, die die beiden ihr vorführen. Märchen aus Tausendundeiner Nacht sind es, die sie erlebt. Und als sie durch das dunkle Thor im alten Uhrthurm hinaustritt auf den Marktplatz, als sie den Campanile, die Markuskirche, den Dogenpalast im magischen Mondlicht sieht, da träumt sie sich hinein in die Blüthezeit Venedigs, und unter dem Schwarm der Masken, die den Platz füllen, findet sie alle die heraus, die sie ja so gut kennt. Da, die schöne Porzia mit Antonio — und den alten schlauen Fuchs, den Shylock mit seiner Tochter Jessika. Da Othello und Desdemona und den ehrwürdigen Dogen von Venedig. Und sie denkt an Haß und Liebe, an Blut und Grausamkeiten, die hier ihre Zeichen eingegraben auf eben diesen Platz, und jetzt war er nur noch ein großer Festsaal. —

Hinter schwarzer Maske blitzen zwei Augen Edith an, trinken sich satt an ihrem verklärten Gesicht, an ihrer süßen, blonden Schönheit, und eine Hand zieht sie mit sich zur Piazetta an den Kai, wo die Gondeln anlegen.

Und plötzlich fürchtet sich Edith vor dieser Hand, die sie doch zu kenen glaubte, und vor den blitzenden Augen. „Sprich ein Wort, Heinz, nimm die Maske ab!" fleht sie und versucht sich loszureißen, und folgt ihm doch blindlings. Er springt hinein in eine Gondel, er zieht sie nach. Schon berührt ihr Fuß den Rand derselben, da hört sie ihren Namen rufen; ein Herr in hellem Paletot und Reisemütze steht neben ihr.

„Heinz, Heinz!" ruft Edith und liegt halb ohnmächtig in seinen Armen.

Wie Heinz von Kyllburg doch noch zu guter Zeit gekommen war, trotzdem er in Mailand den Zug nach Venedig nicht erreicht und deshalb seine Verwandten nicht am Bahnhof erwarten konnte; und wie er im Hotel dann erfuhr, daß sein Onkel schon schlief, aber daß die junge Signorina noch mit einem schwarz maskirten Herrn fortgegangen war, und wie er darauf in Todesangst in Venedig umhergelaufen war, Edith zu suchen, das erzählte er dann nachher, als sie sich etwas beruhigt hatten. Und als sie sich da nach dem schwarz Maskirten umsahen, da entdeckten sie, daß die Gondel, in der er aufrecht stand, schon zu weit fort war, um sie noch zu verfolgen.

„Lassen wir ihn laufen, den Abenteurer, den Komödianten, so hat er wenigstens noch einen ehrenvollen Abgang," meint Heinz achselzuckend und zieht Edith fester an sich. Daß sie seine Braut ist und daß sie ihn liebt, das weiß er jetzt sicher, deshalb ist er geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen seinem unheimlichen Doppelgänger gegenüber. Und Edith schmiegt sich glücklich in seinen Arm, aber ihre Augen folgen träumerisch dem schwarzen Gefährt, das da wie ein wesenloser Schatten dahingleitet dem Meere zu.

War der Fremde, der sie so ritterlich behandelt hatte, wirklich nur ein Abenteurer gewesen, ein Komödiant? Hatte er sich nur einen Karnevalsscherz erlaubt mit ihr? Würde er das kostbare Sammtgewand in irgendeiner Maskengarderobe ablegen und morgen ein ganz prosaischer Alltagsmensch sein?

Dahin gleitet die Gondel, weiter, immer weiter, hinein in das leuchtende Mondenlicht, in die blausilbern schimmernden Fluthen der Adria.

### Der unwürdige Einjährige.

Die Aberkennung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst wegen Agitation für die sozialdemokratische Partei ist gegen einen jugendlichen Berichterstatter Stöcker des sozialdemokratischen Blattes in Köln ausgesprochen worden, der auch in der sozialdemokratischen Jugendbewegung thätig ist.

Der Vorwärts berichtet darüber unter der Ueberschrift „Der unwürdige Einjährige": Am 22. Juli kam zu Walter Stöcker in Köln ein Schutzmann. Er ließ sich den Berechtigungsschein Stöckers zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst geben und beschlagnahmte ihn. Am gleichen Tage schrieb die Ersatz-Kommission Köln (Stadt) an Stöcker, daß ihm durch Entscheidung der Ersatzbehörde 3. Instanz die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst entzogen und zugleich bestimmt worden sei, daß seine Heranziehung zum zwei- bezw. mehrjährigen Militärdienst im ordentlichen Aushebungsverfahren zu erfolgen hat. Auf die Frage nach den Gründen dieser Maßregel wurde ihm durch den Polizeikommissar seines Bezirks der mündliche Bescheid ertheilt, daß ihm die Militärbehörde wegen seiner Agitation für die sozialdemokratische Partei den Berechtigungsschein entzogen habe. Es wurde dabei auf den Paragraphen 93 der Wehrordnung in Verbindung mit einer Geheimverfügung der zuständigen Ministerialinstanzen vom 21. Mai 1895 hingewiesen.

Der fragliche Paragraph der Wehrordnung berechtigt die Ersatzbehörde zur Entziehung des Berechtigungsscheines, wenn der Betreffende bestraft ist oder beim Diensteintritt nicht mehr über die nötige „moralische Qualifikation" verfügt. Stöcker wandte sich nun an die Kölner Ersatz-Kommission. Ein Unterbeamter gab die Auskunft, daß es sich um die moralische Qualifikation im Hinblick auf die agitatorische Tätigkeit für die Sozialdemokratie handele. Selbstverständlich begnügte sich Stöcker mit dieser Auskunft nicht. Auf Beschwerde an das Generalkommando und das Oberpräsidium in Koblenz bekam er folgende Antwort: „Der Erlaß des Herrn Kriegsministers und des Herrn Ministers des Innern vom 21. Mai 1895 spricht sich dahin aus, daß derjenige, welcher sich, wie Sie, in besonderem Maße in staatsfeindlichem Sinne agitatorisch betätigt, die für den freiwilligen Eintritt ins Heer erforderliche moralische Qualifikation nicht mehr besitzt, und daß ihm daher gemäß § 93 Abs. 2 der Wehrordnung die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst zu entziehen ist."

# Christel.

Erzählung von **Klara Schelper.**

Christel war theilweise das Entzücken und zum andern Theil das Entsetzen des Hauses Lindenstraße 17. Ihr sonnenblondes Köpfchen, ihre lachenden Blauaugen und ihr munteres Geschwätz machte alle Leute, die ihr begegneten, in sie verliebt, aber Christel hatte einen Fehler — sie sang! Sie sang die wildesten, selbsterfundenen Melodien mit überlauter Stimme in den höchsten Tönen und zwar immer im Treppenflur des Hauses Lindenstraße 17. Und nicht alle Hausbewohner hatten die Milde und Ergebung von Fräulein Lotte Hein, die im Parterre den kleinen Putzladen betrieb und die dem sangeslustigen Ding dann wohl zurief: „Singst Du aber fein, Christel!" — Nein, es gab Menschen im ersten Stock und in denen darüber, die knallwüthend über Klein-Christel wurden. Der alte Major riß oft seine Koridorthür auf und schrie erbost: „Was schreist Du denn schon wieder, Du schrecklicher Brüllaffe?" Aber der Schelm schüttelte sanftmüthig seine Locken: „Ich schreie ja gar nicht, ich singe ja bloß so fein." Und dann zog der Alte sich brummend zurück.

Heute sang Christel wieder mit lauter, überzeugender Stimme ein Schlummerlied für ihre einarmige Puppe Suse und der hohe kahle Treppenflur gab die Töne mit emsiger Geschäftigkeit in verzehnfachter Klangfülle wieder. Keine Mutter mischte sich mit vorwurfsvoller Stimme in dies Konzert, denn die war mit der schwarzen Ledertasche zum Markt gewandert und vermuthete ihre Tochter in dem Putzstübchen von Fräulein Hein, aber das hatte Christel längst mit reichgefüllten Taschen verlassen. Auch der Major unterbrach die Kunstübungen heute nicht mit einem heiligen Donnerwetter und die Puppenmama sang lauter und lauter und höher und höher.

Aber jetzt öffnete sich im zweiten Stock eine Thüre und eine vorwurfsvolle tiefe Männerstimme rief halblaut „Christel!" zu dem Blondkopf herab.

„Ja!" gab die Sängerin fröhlich zur Antwort, aber oben zog man die Thüre nur leise wieder ins Schloß.

Nun überlegte Christel ein Weilchen, nahm ihren Gesang nicht, wohl aber ihre Puppe wieder auf und klomm mit ihrer geliebten Suse ins zweite Stockwerk hinan. Dann bumberte sie laut und anhaltend an die Thüre, zuerst ergebnislos, doch endlich kam man, um zu öffnen.

Es war Herr Weichardt, der mit blassem, überwachten Gesicht in der Thüre stand, ein guter Freund, der ihr oft prachtvolle Reklamemarken mitgebracht hatte.

Jetzt sah er erschrocken und ein wenig verständnislos auf das Kind und fragte mit müder Stimme: „Was willst Du denn, Kleine?"

Die hob die strahlenden Blauaugen zu ihm empor.

„Du hast mir ja gerufen," sagte sie lächelnd.

„Ich? Nein!" Herr Weichardt schüttelte den Kopf.

„Doch!" nickte Christel, „Du hast mir doch gerufen und nu komm' ich Dir besuchen!" und energisch drückte sie ihren schlanken Kinderkörper an dem jungen Mann vorbei und erzwang sich den Eingang.

„Ich kann Dich aber gar nicht brauchen," sagte der Herr, wider Willen ein wenig lächelnd.

„Ach, doch!" meinte Christel begütigend, „ich erzähl' Dir was, oder ich bin auch ganz artig."

„Na, schön," lachte Herr Weichardt, „dann komm' ein Weilchen, kleiner Quälgeist!" Und seufzend nahm er seinen kleinen Gast an die Hand und ging mit ihm in sein Zimmer.

Christel war sehr vergnügt. Sie ging gern auf Besuch und kaum hatte der blasse Herr Weichardt sich hingesetzt, so kletterte sie unternehmungslustig auf sein Knie und streichelte sein Gesicht.

„Bist Du krank, Onkel?" fragte sie zärtlich und lehnte ihren Blondkopf an seine Schulter.

„Nein, nein, mein Kind, ich bin nicht krank — —"

„Bist Du denn traurig, Onkel?" forschte sie weiter und streichelte ihn wieder.

Die zärtlichen Kinderhände thaten Fritz Weichardt wohl und weh zugleich und er mußte ein paar heraufdrängende Thränen mannhaft hinunterschlucken.

„Traurig bin ich — ja, Christel" — er seufzte tief auf und drückte sein Gesicht in ihr weiches, duftiges Kinderhaar — „sehr, sehr traurig."

„Mußt nicht!" sagte das zärtliche kleine Ding vorwurfsvoll, „was fehlt Dir denn?"

„Geld fehlt mir, kleine Christel, viel, viel Geld — —"

Das kleine Mädchen machte große Augen.

„Bloß Geld fehlt Dir? So'n altes, dummes Geld bloß? Pah, Onkel, darum brauchst Du doch nich traurig sein! Meine Mutti hat auch kein Geld, weil sie doch die drei großen Jungens und mir hat. — Und Kinder kosten doch viel Geld!" setzte sie altklug hinzu, „und Du hast doch nicht mal Kinder!"

„Nein", sagte er, durch das lebhafte Geplauder ein wenig von seinem Kummer abgelenkt, „Kinder habe ich nicht."

„Na also! Du bist ja auch noch zu jung, Du hast ja noch nicht mal 'n Bart. Und auch keine Frau — wenn Du eine Frau heirathest, wirst Du auch schon Kinder kriegen."

Herr Weichardt seufzte und ließ die Kleine von seinen Knien gleiten, um seinen Kopf in beiden Händen vergraben zu können. Das Kind beschäftigte sich ein wenig mit einer illustrirten Zeitung, die auf dem Schreibtisch lag, kam aber dann wieder zu ihm zurück.

„Onkel, sei doch nicht so traurig wegen das alte Geld! Fräulein Hein unten in ihrem Putzladen hat so viel, soll ich von da welches raufholen? Die giebt Dir welches. Die ist gut. Die schenkt mir immer so 'ne viele Menge Masse Puppenlappens — —"

Der junge Mann zog das Mädelchen gerührt näher und strich ihm zart über den Blondkopf.

„Du gutes, kleines Ding, Du!" sagte er leise, „Du Englein Du, mir kann Niemand mehr helfen, nicht mal Fräulein Hein!"

Aber Christel nickte energisch. „Doch, Du! Die hat ja so 'ne viele Menge Masse Geld geerbt, von ihrem Großvater, der ist gestorben, schon lange. Da drüben hat er gewohnt. Und denn haben sie ihm in eine große Schachtel gepackt und denn haben sie viele Blumen und Kränzer drauf gethan, und denn haben sie ihm nach dem Kurchhof gefahren. Und nun ist er todt und all sein Geld hat er Fräulein Hein geschenkt und das heißt dann geerbt."

„So?" sagte Herr Weichardt, über diese traurige Geschichte nun doch ein wenig lächelnd, weil sie gar so drollig vorgetragen ward, „nun, da hat Christel wohl sogar ein bißchen weinen müssen über den Tod des alten Großpapas?"

„Ja, aber Mutti sagt, man muß nicht."

„Und wenn ich nun todt bin, wird mein Christelchen da auch weinen?"

Nun sah das Kind aber ganz erschrocken aus.

„Ja", sagte es schnell, „wenn Du stirbst, dann weine ich auch, aber Du bist ja nich krank — — oder — oder doch?" Und ängstlich sah sie zu ihm auf, doch als sie ihn lächeln sah, beruhigte sie sich bald wieder, sie wußte ja noch nicht, daß auch Trauer und Hoffnungslosigkeit ihr Lächeln haben.

Und als Herr Weichardt nun aufstand, sich reckte und dann zum Schreibtisch ging, sagte er mit ruhiger, fester Stimme: „Nein, Christel, ich bin nicht krank, aber ich habe wunderschöne neue Reklamemarken, die geb' ich Dir und dann mußt Du hinuntergehen!"

Während er nun noch danach suchte, stillte Christel ihre kleine weibliche Neugier an den anderen Sachen auf dem Schreibtisch.

„An wen schreibst Du da, Onkel?"

„An meine Mutter, Christel."

„Warum denn?"

„Nicht so viel fragen, Kind," lenkte Fritz Weichardt ab und suchte weiter.

„Nein", sagte Christel, aber im selben Augenblick war das Versprechen vergessen, denn sie hatte etwas wunderschön Blankes unter einer Zeitung entdeckt. — —

„Was ist denn das, Onkel?" Und sie hielt ihm in ihren unschuldigen Händen ihren Fund entgegen.

Fritz Weichardt wurde aschfahl. Ein scharfgeladener Revolver in Kinderhand. Mit raschem Griff entriß er ihr die gefährliche Waffe und stöhnte auf, als sei er tödlich getroffen.

„Um Gottes Willen, Christel, Kind — Kind —"

Die Kleine begriff seine Aufregung natürlich nicht. — — „Das ist ein kleines Schießgewehr, Onkel, nicht wahr? Was willst Du damit schießen, Onkel?"

Der „Onkel" gab keine Antwort, er schloß die Waffe sorgfältig fort — für heute war's zu spät — der Muth zu dem schwersten Schritt war verloren — für heute — durch dies thörichte kleine Mädchen! — — Und da lagen auch die Reklamemarken.

„Hier, Christel," sagte er ablenkend, „hier sind sie endlich — — nun lauf aber auch — —"

Und Christel ging, noch einen fröhlichen Dank und einen reizenden kleinen Knicks.

* * *

Sie ging auf direktestem Wege zu Fräulein Hein, denn sie mußte ihr doch die wunderschönen neuen Reklamemarken zeigen, und da machte es sich ganz von selbst, daß Christel ihr von der Unterhaltung mit Herrn Weichardt Mittheilung machte, fast wortgetreu berichtete das kleine Mädchen, sie vergaß auch nicht, von dem kleinen, furchtbar niedlichen Schießgewehr zu erzählen — — und Fräulein Hein, die den blassen, jungen Herrn im zweiten Stock ein wenig kannte, machte sich im Herzen ein ganz richtiges Bild von der Gemüthsverfassung des jungen Mannes, der einen geladenen Revolver auf seinem Schreibtisch liegen hatte.

Fräulein Lotte Hein war ein frisches, unerschrockenes Mädchen, das dem Leben fest ins Auge sah, und so wußte sie auch sofort, was sie nun zu thun hatte. Sie wartete nur, bis Christel von ihrer Mutter geholt wurde, dann übergab sie ihrer Tante die Aufsicht über das kleine Geschäft, band sich noch ein nettes weißes Schleifchen um den Hals und ging dann mit einigem Herzklopfen die beiden Treppen zu Herrn Fritz Weichardts Wohnung empor.

Sie läutete gleich Sturm, denn sie überlegte ganz richtig, daß er dann im ersten Schreck öffnen würde.

Und richtig! Der junge Mann erschien mit blassem, erschrockenem Gesicht an der Korridorthür. Fragend sah er Fräulein Lotte Hein an, aber die sagte mit recht gleichmüthig freundlichem Gesicht: „Ich möchte zu Ihnen!" Und da mußte Fritz Weichardt den ersten Damenbesuch seines Lebens in sein Zimmer bitten.

Nun war Fräulein Hein zwar drinnen, doch nun hieß es, einen Anfang der sonderbaren Unterhaltung finden, und das junge Mädchen ward ein wenig verlegen und sah Herrn Weichardt einen Augenblick ohne zu sprechen an.

Er bot ihr einen Stuhl an und Lotte merkte wohl, daß eine qualvolle Unruhe und Angst in dem jungen Menschen lebte, und riß all ihren Muth zusammen. Sie streckte ihm die Hand entgegen und rief fröhlich aus: „Nicht wahr, Herr Weichardt, so eine aufdringliche Dame, die sogar auf ihre Bude steigt, haben Sie wohl noch nicht kennen gelernt — aber Sie sind mir doch nicht böse?"

„Nein, mein liebes Fräulein, aber gar nicht, doch möchte ich wohl wissen, womit ich Ihnen dienen kann — —"

Lotte lachte ein mädchenhaft verlegenes und doch befreiendes Lachen.

„Sie können mir heute leider mit nichts dienen — aber ich möchte Ihnen dienen — — Ihnen helfen. Lieber Herr Weichardt, wir sind Hausgenossen," fuhr sie fort, indem sie sich endlich setzte und ihm gleichzeitig einen Stuhl zuwies — „und Sie dürfen mir nicht zürnen, weil eine Fremde Ihnen heute Hilfe bietet. Die kleine Christel hat geplaudert, das ist so Kinderart, und ich habe mir einen kleinen Roman zurecht gemacht, wo Noth, Sorgen, auch ein wenig Leichtsinn und Schuld eine Rolle spielen. Wenn ich mich hereindränge, so thue ich es, weil ich helfen möchte, wenn das mit ein paar tausend Thalern zu machen geht. Und wenn ich helfen, durchaus helfen will, helfen muß, so ist es, weil ich einen Bruder in Ihrem Alter verloren habe, der um leidige hundert Thaler zur Pistole griff. Meine Mutter ist an dem Gram zugrunde gegangen, mein Vater ist ein verbitterter Sonderling geworden — nach jenem Tage und ich bin einsam und freudlos durch ihn geblieben."

Der junge Mann hatte schweigend mit gesenktem Haupte zugehört; jetzt hob er den Blick und sah sie mit seinen traurigen dunklen Augen an.

„Fräulein Hein", sagte er mit leiser, müder Stimme, „Sie sind so gut und hilfsbereit — aber wenn Sie wüßten —"

„Nun?" fragte Lotte aufmunternd, „wenn ich was wüßte?"

„Daß ich — — daß ein Dieb — —"

Lotte legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

„Wollen Sie mir nicht alles erzählen? Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, da müssen Sie Ihr Herz erleichtern, ich weiß, daß Sie kein böser Mensch sind, aber ich möchte alles verstehen können. Wir sind uns fremd, wenn Sie wollen, sehen wir uns niemals wieder, Sie nehmen eine andere Wohnung und was ich von Ihnen hören soll, ist verklungen und vergessen." Und mit einem herzlieben, freundlichen Lächeln streckte sie ihm die Hand hin.

„Ich habe einen Freund, Fräulein Hein, aus der Schulzeit her, dessen Eltern meiner verwittweten Mutter viel Gutes gethan haben. Er ist Offizier und ich, der arme Buchhalter, ich war stolz auf diesen Verkehr, lebte seit einem halben Jahre schon etwas über meine Verhältnisse und habe Schulden gemacht. Aber die sind zu ertragen — es kam schlimmer. Eines Tages stürmte Hans zu mir ins Zimmer, beichtete mir, daß er Ehrenschulden habe, daß ihm nur die Wahl bleibe, Kugel oder Gefängnis — — und ich — ich — ich habe die Kasse angegriffen, die ich zu verwalten habe — um helfen zu können — —"

„Und" — fragte Lotte athemlos — „und Sie wurden entdeckt?"

„Das bleibt für morgen, Fräulein, morgen kommt der Chef zurück. Und wenn die Christel heut' nicht gekommen wäre, so wäre schon alles vorbei." —

„Ja", sagte Lotte Hein leise mit zuckendem Mund, „als ehrloser Mensch wären Sie in den Augen der Welt gestorben und Ihre Mutter — —"

„Meine Mutter!" stöhnte Fritz, „es ist mir leid um die alte Frau — aber meine Schuld gestehen und im Gefängnis büßen — das geht über meine Kraft."

„Und Ihr Freund, Herr Weichardt, der all dies Unglück über Sie brachte — der läßt Sie im Stich?"

„Der hat vor einer Woche die Stadt verlassen, er hat vier Wochen Urlaub nach Tirol beantragt, ist aber in dem Bozener Hotel, wohin ich die Briefe adressiren sollte, nicht angekommen, ich habe vergebens telegraphirt und telephonirt."

„Und ich sehe keine Hilfe, keinen Ausweg, nur den einen — schrecklichen —!"

Doch wie ein freundlicher Friedensbote trat Lotte Hein lächelnd zu dem aufgeregten jungen Menschen.

„Nun aber bin ich gekommen, um zu helfen. Lieber Herr Weichardt, sagen Sie mir die Summe und noch heute Abend ist sie in Ihren Händen. Mein Großvater hat mir zehntausend Mark hinterlassen" — und sie fügte etwas ängstlich hinzu: „wird die Summe wohl reichen?"

Fritz Weichardt starrte seine Retterin ungläubig an.

„Ich brauche nur zweitausend Mark", sagte er leise, wie im Traum, „und diese große, ungeheure Summe wollten Sie, die Fremde, mir wirklich leihen?"

„Gerade weil ich Ihnen fremd bin, dürfen Sie das Geld nehmen. Sie holen es heute Abend von mir, gegen Schuldschein, wie es sich gehört, und Sie zahlen ab, ganz geschäftsmäßig, wie es Brauch ist. Und nie dürfen Sie sich mir gegenüber verpflichtet fühlen — wir bleiben uns Fremde wie bisher."

„Nein", fuhr nun aber der junge Mann dazwischen, „auf alle Bedingungen will ich eingehen, aber meiner Lebensretterin fremd bleiben, nein — — Fräulein Lotte, das dürfen Sie nicht verlangen!" Und alle Trauer und aller Kummer war aus seinem Antlitz verschwunden, wie er Lotte Hein tief in die Augen sah.

Das kleine Fräulein erröthete vor Freude und als er ihr die Hand entgegenstreckte mit der Bitte um gute Kameradschaft, schlug sie fröhlich ein.

Christel aber sang im Treppenflur ein Lied mit qualvoll lauter und beängstigend hoher Stimme.

### Königin Luise an ihre Tochter.

Ein Brief der Königin Luise an ihr ältestes Töchterchen, der jetzt bekannt wird, lautete: „Meine gute Charlotte. Ich sende Dir hierbei einen Taler. Glaube nicht, daß ich damit die reizende kleine Girlande bezahlen will, die Du mir geschickt hast und die mir so viel Vergnügen macht. Man kann nichtbezahlen, was Liebe uns darbietet, diese Liebe, die Dich diese Girlande winden ließ und dabei denken: „sie wird Mama Vergnügen machen, und ich mache Mama so gern Vergnügen." Sondern ich sende Dir diesen Taler, damit Du heute das Vergnügen haben kannst, einem Armen zu helfen und dafür zu sorgen, daß ein Familienvater mit Frau und Kind vielleicht einmal eine gute Suppe essen und sich sättigen kann. Ich weiß, daß der Gedanke, anderen Gutes zu tun, ein wahrer Genuß für Deingutes kleines Herz ist, und ich bin erfreut, ihm indirekt diesen Genuß verschaffen zu können. Deine zärtliche Mutter und Freundin Luise."

## Die Höflichkeit in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern.

Judith Gautier plaudert im „Gaulois" über dieses Thema. „Ist Ihre Nase fett?" — „Sie ist es!" So begrüßten sich die Perser, wenn sie sagen wollten: „Wie geht es Ihnen?" Als die Chinesen noch in Höhlen wohnten, richteten sie am Morgen an ihre Nachbarn die Frage: „Haben Sie Schlangen gehabt?" Diese Begrüßungsformel blieb Jahrhunderte hindurch bestehen, nachdem der Sinn der Worte längst verloren gegangen war. In späterer Zeit fragten sich die Chinesen: „Haben Sie Ihren Reis gut verdaut?" Und dann wurde die Höflichkeit, die in Büchern festgelegt und nach den Gesetzen geregelt war, eine komplizirte Kunst, die man in allen ihren Abstufungen kennen mußte, von dem berühmten „Ko-tu", bei dem man den Fußboden mit der Stirn berührt, dem seltsamen „J-ki"-Tanz, den man, mit der Peitsche in der Hand, vor dem Kaiser zu tanzen hat, und der die mit fetten Bäuchlein gesegneten Mandarine gar oft in Verlegenheit brachte, bis zu dem einfachen bürgerlichen Gruß, bei dem man die geballten Fäuste über dem gekrümmten Kopf erzittern läßt. Es giebt (oder gab wenigstens vor einigen Jahren noch) nichts Drolligeres als die übertriebenen Schmeicheleien, die sich in China Gast und Gastgeber zu sagen pflegen. „Hochehrbarer Herr, ich liege zu Deinen Füßen!" — „Ich wälze mich im Staube, junger Phönix!" — „Meine kleinen Marderaugen sind durch den Glanz Deines Bildes geblendet!" — „Meine bescheidene Hütte erzittert ob der Ehre, Dich empfangen zu können." — „Ich trete in den Tempel der Weisheit ein!" — „Dich zu erwarten, war schon ein Glück!" — „Dich zu sehen, ist himmlischer Lohn!" — „Die Erde ist stolz, Dich zu tragen!" — „Die Sonne ist auf Deinen Ruhm neidisch!" — „Ich war auf das Dach meines Hauses gestiegen, um Dich kommen zu sehen!" — „Die himmlischen Geister hätten Dich für einen der ihrigen halten und Dich mit sich nehmen können!" Es gäbe in den Irrgängen der chinesischen Höflichkeit noch viel zu entdecken.

„Eines Tages," erzählt Judith Gautier, „besuchte mich in Paris ein Mandarin, was eine große Ehre war. Ich empfing ihn, so gut ich es verstand, und er schien sich in meiner Gesellschaft wohlzufühlen, denn er blieb drei Stunden. Ich wußte wahrscheinlich nicht die Formel, die ihn veranlaßt hätte, wegzugehen, und ich glaubte schon, daß er ewig bleiben würde. Die chinesische Höflichkeit erfordert offenbar, daß er so thue, als ob er sich dem Zauber meiner Persönlichkeit gar nicht mehr entziehen könnte, und daß er den Besuch bis zum Lästigwerden ausdehne. Schließlich ging er aber doch, stieg jedoch zu meinem Schreck schon wenige Sekunden später wieder die Treppe hinauf und klingelte von neuem. Ich glaubte, daß er seinen Schirm vergessen hätte. Das war es aber nicht. Er könnte sich nur nicht entfernen, sagte er, ohne einen Kupferstich, den ich ihm gezeigt hatte, noch einmal anzusehen. Und ich mußte ihm den ganz gleichgültigen Stich noch einmal zeigen, und er fing ihn von neuem zu bewundern an. Dann ging er endgültig, und ich war sehr betrübt, weil ich nicht wußte, mit welcher Höflichkeit ich seine Höflichkeit hätte beantworten sollen. Sollte ich die Treppe hinunterpurzeln oder auf's Dach des Hauses steigen?

Die japanische Etikette richtete sich früher nach chinesischen Riten, nur daß sie hier noch strenger angewandt wurden als in China selbst. So erfordert im bürgerlichen Leben die Höflichkeit weit öfter in Japan als in China das Niederwerfen zum Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Frau kroch vor ihrem Manne und seinen Verwandten nicht selten auf allen Vieren herum, und wenn zwei Freunde einander begrüßten, kauerten sie nieder, neigten die Stirn und rieben sich die Knie, indem sie Zischlöne, die ihre Freude zum Ausdruck bringen sollten, hören ließen. In früherer Zeit trugen die Japaner um den Hals eine Art Schärpe, deren Enden, je nach dem Range des Trägers, mehr oder minder lang waren: man konnte infolgedessen ganz genau die Tiefe der Verbeugung, die der heilige Ritus erforderte, abmessen; je länger die Enden, die die Erde berühren mußten, waren, desto weniger brauchte man sich zu neigen und zu beugen.

Im Uebrigen konnte die alte französische Höflichkeit es sehr gut mit den chinesischen und japanischen Höflichkeitsformeln aufnehmen. Es gab dicke Bücher über den guten Ton in allen Lebenslagen, und es war in diesen Büchern genau vorgeschrieben, wie man sich beim Besuch, auf der Promenade, bei Tisch, in der Kirche, auf dem Ball, auf der Jagd, beim Spiel u. s. im 17. Jahrhundert sehr berühmt war w. zu benehmen hatte. Ein Büchlein, das und das: "Traité de la civilité qui se pratique en france parmi les honnestes gens" betitelt ist, giebt ein lustiges Pröbchen einer „eleganten" Unterhaltung. Eine junge Dame malt an einem Bilde und empfängt den Besuch eines jungen Mannes; es entspinnt sich hierbei folgendes Gespräch: „Wollen Sie warten, mein Herr, bis man Sie auffordert, einzutreten?" — „Dem Tempel der Musen schuldet man diesen Respekt, gnädiges Fräulein. Ich habe Furcht, daß ich ihn entweihen könnte." — „Sie thun diesem Zimmerchen zuviel Ehre an, mein Herr." — „Wie das, mein Fräulein? Ist denn dort, wo die schönen Künste herrschen, nicht der Aufenthalt der Musen?" — „Aber ich hörte doch sagen, daß es neun Musen gab, und ich bin ja ganz allein." — „Ich gebe zu, daß es neun waren, aber Sie, mein gnädiges Fräulein, wiegen allein neun auf. Die eine wußte nicht, was die andere wußte, aber Sie wissen mehr als alle zusammen." — „Aber, mein Herr, Sie machen mich ja ganz verwirrt." — „Sie sind schon darum mehr werth als neun Musen, gnädigstes Fräulein, weil bei Ihnen zu den großen Vorzügen so große Bescheidenheit hinzukommt." — „Es giebt eben Leute, mein Herr, die bescheiden sein müssen. Und Sie finden mich bei diesem Werke hier, das Ihnen statt meiner antworten wird, daß ich dieses Lob nicht verdiene . . ."